



Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

### Das Bivak im Walde.

Wenn das Mondlicht durch die Bäume flutet,  
Wo vor Tagen mancher Kamerad verblutet,  
Wird mir so weh!

Wenn der Mond beleuchtet den Wald im Tal,  
Bang mancher sich fragt: Ist's letzte Mal,  
Daß ich dich seh?

Dann durchzieht ein Sehnen die harte Brust,  
Und man betet innig, sich kaum bewußt,  
Zu Gott  
In der Not.

Wenn das Morgenrot spielt am Baum im Geäst,  
Und setzt an den Lagerzelten sich fest  
Wie Blut!

Wenn sein Leuchten am Lagerfeuer bescheint  
Stumme Gestalten, die hier sich vereint,  
Voll Mut!

Dann raunt und flüstert es jedem zu:  
Nur siegen mit Gott, und ruhest auch du  
Gar bald  
Im Wald.

Gedr. P. Lange, 8. K.

Aus dem Unterhaltungsblatt der Kriegszeitung des Inf.-Reg. „Bremen“.

### Auf der Flucht.

Roman

von Otto Haeder.  
(Schluß). (Nachdr. verbot.).

Nach Wochen fand sich Axel Meinshausen erinnerungslos in einem freundlichen Zimmer wieder. Eine Krankenschwester, ausgeglichene Milde in den friedvollen Zügen, war um ihn beschäftigt, und wie sie nun seinem traumverlorenen Blicke begegnete, da huschte ein heller Freudenchein durch ihre Mienen. Zugleich aber legt sie behutsam den Finger vor den Mund, zum Schweigen und zur Ruhe mahnend.

„Still, ganz still,“ begegnete sie dem fassungslos erstaunt Fragenden, „noch sind Sie der äußersten Ruhe bedürftig. Sie sind in guter Hand, und will's Gott, so stehen Sie an der Schwelle zur Genesung.“

Es hätte ihrer Mahnung kaum bedurft, denn in großer Schwäche schloß Axel die Augen wieder. Er vermochte sich keine Vorstellung zu machen, was mit ihm geschehen war, noch konnte



Digmuiden: Der Dom in Digmuiden mit Rietenstraat früher und jetzt.

er keinen zusammenhängenden Gedanken fassen. Er begriff nur, daß er schwer krank gewesen sein mußte. Vor langen Jahren, als die Mutter noch gelebt, da hatte schlimme Krankheit ihn auch lange Wochen im Bett gehalten. Genau so schwach und hinfällig wie damals war ihm wiederzuwute. Oder lag er noch in demselben Bett, waren es nur Fieberträume gewesen, die ihm ein Leben voller Kämpfe und Enttäuschungen vorgespiegelt hatten, brauchte er nur die Augen wieder zu öffnen, um in der Mutter liebes Gesicht, dessen er sich oft erinnerte, zu schauen?

Er wollte die Augenlider heben, aber sein Versuch mißlang. Wieder verstrichen Tage. Zuweilen war es ihm, als hörte er das Rauschen von Frauengewändern, auch die gedämpfte Stimme eines Mannes drang an sein Ohr. Aber vergeblich blieben alle seine Versuche, die Augen zu öffnen. Um so glücklicher war das Rächeln, welches seine Rippen umspielte, wenn



er, sanft und wie aus weiter Ferne zu ihm herüberdringend, eine süße, vertraute Stimme hörte, die seinen Namen nannte. Er fühlte eine warme, liebe Hand, die sich unendlich weich ihm auf die Stirn legte — das mußte die Mutter sein, sie hat ihn immer so lieb gehabt, ihn gehezt und geküßt, in ihrer Gut war das Leben so süß, so leicht gewesen! — Das Leben! Warum legte es sich in ahnungsangen Schauern plötzlich auf seine Brust, warum erwachte in dieser ein dumpfer, hoffnungsloser Schmerz?

Mit einem dumpfen Seufzer öffnete Axel die Augen wieder zum Tageslicht. Er meinte nicht anders, als der nahenden Vergeltung zürnendem Blick begegnen zu müssen.

Dann aber lag er wieder still, und der Atem drohte ihm auszubleiben. Vor ihm, strahlend und voll süßer Verheißung lächelnd, stand ein holdes, wunderbares Mädchen . . . und mit staunendem Blicke begriff er es, daß Mabel neben seinem Lager weile.

Seller Tag rings um ihn, so sonnig, so schön, und doch trochen düstere Nebel aus den Winkeln hervor und erfüllten eine Seele mit unsäglicher Trauer.

Aber er kam zu keinem weiteren Nachdenken, denn Mabel faßte seine Hand und nickte ihm zu. — „Willkommen in der Heimat, Lieber! Laß nur die Augen offen, denn es ist Sonntag um Dich geworden. Gepriesen sei diese Stunde, in welcher ich Schweres von Deiner Seele nehmen und Dich dem Glücke entgegenführen darf!“

In halber Betäubung starrte der Genesende auf die holde Lichterscheinung und wagte kaum zu atmen aus Furcht, sie möchte wieder schwinden und die alte Nacht voll Schuld und Neue über ihn hereinbrechen. Nun nahm er auch Mr. Rixley wahr, der hinter seiner Tochter stand und ihm mit gewinnendem Lächeln gleichfalls die Hand entgegenstreckte.

Traghaft ergriff er diese. „Es muß ein Traum sein, zu schön, um wirklich sein zu können!“ flüsterte er fassungslos. „Sie kommen zu mir . . . und . . . Sie wissen doch . . .“

Angstlich hielt er wieder inne, und schen streifte er das Gesicht des hinter Mabel Stehenden. Aber der behielt sein gütiges Lächeln bei, und Mabel flüsterte errötend, sich dabei tief über ihn beugend: „Bist Du stark genug, gute, frohe Botschaft zu vernehmen? Ich soll Dir Grüße von Meister Walden bestellen, denn dieser lebt und ist heil und gesund!“

Ein Bittern ging durch den Körper des Genesenden, er machte einen ungestümen Versuch, sich im Bett aufzurichten. Weit öffneten sich seine Augen, und ein unermeßliches Staunen prägte sich in seinem suchenden Blicke. „Der Meister — lebt . . . ich bin kein Mörder . . . ich —“

Ermattet, überwältigt von der gewaltigen Erregung, mußte er die Augen schließen.

Sekundenlang war es still im Zimmer. Dann aber hob sich Axel und saß im Bette aufrecht. „Um der ewigen Barmherzigkeit willen . . . treibt keinen Scherz mit mir . . . es müßte mich töten . . .“ ächzte er.

Mit sanfter Gewalt drängte ihn Mabel in die Kissen zurück. „Sehe ich aus, als ob ich scherzen könnte?“ sagte sie. „Ruhig liegen bleiben . . . bitte, bitte, ganz still! Auch der Freude Uebermaß kann schaden. Wie glücklich bin ich, solch



Die Nordstraat in Digmuiden früher und jetzt.

schwere Last von Deiner Seele nehmen zu dürfen! Nein, Axel, auf Dir lastet keine Schuld. Meister Walden lebt, nur sein Groll ist tot, und in warmer, bereuender Freundschaft gedenkt er Dein!“

Da drang ein wildes Schluchzen über Axels Lippen. Er faßte die Hand des Mädchens, preßte sie an seine Lippen und beneßte sie mit haltlos fliehenden Tränen. „Aber wie . . . wie ist es nur möglich —“

Nun legte sich Mr. Rixley ins Mittel, da er seine Tochter zu ergreifen sah, um die frohe Botschaft weiter künden zu können.

„Zunächst meinen Glückwunsch,“ begann er unter warmem Gändedruck. „Was soll ich Ihnen lange erzählen? Die erste Zeitung, welche uns am Land in die Hände fiel, enthielt eine Notiz über den Unfall, welcher dem berühmten Meister Walden in seinem Atelier zugestoßen war. Ich habe die Zeitung bei mir, Sie sollen schwarz auf weiß die frohe Botschaft lesen.“

Staunend lauschte Axel dem Bericht. Meister Walden lebte wahrhaftig! damals im Atelier hatte ihn der Jähzorn niedergestreckt und nicht des Schülers zur Abwehr erhobene Hand. In seiner fürchterlichen Erregung hatte Axel die tiefe Ohnmacht des Meisters für bereits eingetretenen Tod angenommen. Nach Stunden hatte die Aufwartefrau den berühmten Künstler auf dem Fußboden seines Ateliers liegend angetroffen und sofort Lärm geschlagen. Die herbeigerufenen Ärzte hatten den Meister bald wieder zu sich gebracht.

Benige Tage später hatte er das Bett schon wieder verlassen dürfen. Aber die ihm aufgezwungene Ruhe hatte ihn nachdenken lassen. Zudem hatte sich bereits herausgestellt, daß von der im Atelier vorgefundenen Summe nichts fehlte. Da legte sich rasch die noch im Verzerrung des Künstlers gegen



Eine Gedenkhalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Soldaten auf dem Friedhof der Festung Namur. Der Entwurf dieser Halle stammt von deutschen Feldzugsteilnehmern und auch die Halle selbst wurde von unseren Soldaten gebaut.

Die Schalen des Spargels werden getrocknet und später  
— im Winter — zu Suppen verwendet.  
— Die Schalen des Spargels werden getrocknet und später  
— im Winter — zu Suppen verwendet.

— im Winter — zu Suppen verwendet.  
— Die Schalen des Spargels werden getrocknet und später  
— im Winter — zu Suppen verwendet.



seinen ehemaligen Lieblingschüler schlummernde Erbitterung, und er begann dessen unvermutete Anwesenheit mit ganz anderen Augen anzusehen. Nun begriff er es selbst nicht mehr, wie er den allezeit so hochgesinnten Jüngling auch nur einen Moment lang eines gemeinen Verbrechens fähig hatte halten können. Nach und nach war ihm auch die Erinnerung an die flehenden, beschwörenden Worte zurückgekehrt, die ihm der Unglückliche während ihres Ringens zugerufen. So hitzig und starrköpfig der Meister auch war und solch bitteren Groll er auch dem Abtrünnigen nachgetragen, so groß und nachhaltig war seine Reue, als er es endlich begriffen, daß Axel nur gekommen war, seine Verzeihung und seinen Beistand anzurufen. Er hatte alles daran gesetzt, die Wohnung des jungen Künstlers ausfindig zu machen, und als ihm dies endlich gelungen, da war er bei der Kunde wie vom Donner gerührt, Axel sei über alle Berge und in einem Zustande hochgradiger Verstörung von dannen gegangen.

So war es für den Meister eine Befreiung von bitteren Selbstvorwürfen, als ein ausführlicher Brief ihm ins Haus geflattert gekommen, der von Mr. Rixley herrührte und in welchem dieser ihn freimütig um volle Aufklärung ersuchte. Ein reger Depechenwechsel war entstanden, in dessen Verlauf der warmherzige Meister seinen ehemaligen Schüler nicht nur von jeder Schuld und Verantwortung losgesprochen, sondern in welchem er sich auch erboten hatte, diesem in Zukunft fördernd zur Seite zu stehen. Er hatte in seiner impulsiven Künstlerweise damit auch schon den Anfang gemacht, indem er die in Axels ärmlicher Behausung vorgefundenen Bilder durch seinen Einfluß in die Ausstellungsräume eines bedeutenden Kunsthändlers gebracht hatte, wo sie sich noch befanden und berech-

tigtes Aufsehen erregten. In einem an Axel selbst gerichteten Briefe wiederholte der Meister all das und knüpfte den Wunsch daran, daß Axel seiner nicht grollend gedenken möge. — „Ich war im Unrecht gegen Dich, mein lieber junger Freund, mich verdroß es, daß Du anders krähen wolltest, wie Dein alter Meister Dich's gelehrt. Du weizt es ja, in jedem Künstler steckt so eine Art von Kampfhahn, im Bewußtsein seines Könnens will man's nicht leiden, daß auch andere krähen können . . . und vielleicht mit derselben Berechtigung. Mir mußt Du es aber schon erlauben, daß ich bei meiner Meinung bleibe, ich will von euch jungen Draufgängern nichts wissen. Aber Deine Bilder gefallen; Leute, denen ich glauben muß, sagen mir, Du hättest das Zeug zu einem ganzen Kerl. Wer weiß, vielleicht gehört Dir der morgige Tag, laß mir den meinen — und im übrigen Gruß und Handschlag von Deinem alten getreuen Meister.“

Auf der Berliner Kunstausstellung machte im nächsten Jahre ein Bild besonderes Aufsehen, ein Nachtstück, die See in wildem Aufruhr, Gischt sprüht über das Schiffsverdeck, mit dem Rücken zum Beschauer ein knieender Mann, in beiden Händen das Gesicht vergraben . . . und vor ihm wie ein lichter Cherub ein schönes junges Weib, das wunderbar tröstend und beschwörend zugleich die Rechte himmelwärts erhebt.

Wie man sich erzählte, war es des Künstlers eigenes hohes Weib, die ihm in der Stunde höchster Not sich selbst und das Leben dazu geschenkt hatte.

— — — — — Ende! — — — — —

## Für Feld und Garten.

### Gegen das Salatschießen.

Schneide den Stoc des Salatkopfs dicht über der Erde bis auf die Hälfte mit scharfem Messer ein. Dann schießt er weit schwerer, weil ihm viel Saft verloren geht; aber er wächst fort, weil der Rest des ausfließenden Saftes ihm genügt.

### Kohlrabi.

Junge, zarte Kohlrabi eignen sich vorzüglich zur Frischhaltung. Sie werden geschält, nach Belieben in Scheiben oder Würfel geschnitten, in Salzwasser halb weich gekocht, abgekühlt in die Gläser gefüllt, mit abgekochtem Wasser ohne Salzlösung übergossen und 60 Minuten bei 100 Grad Celsius sterilisiert.

### Das Konservieren des Spargels.

In erster Linie brauchen wir gesunden, frischen, gleichmäßig starken Spargel, der auf keinen Fall stundenlang im Wasser gelegen hat. — Die kurze, vorläufige Aufbewahrung geschehe in feuchtem Sande eines kühlen Ortes. —

Einmachegefäße. In der Industrie werden Blechdosen verwendet, die lediglich für diesen Zweck, für das Spargelkonservieren, angefertigt sind. Noch vor nicht allzu langer Zeit war man gezwungen, auch im Haushalt sich mit Blechdosen abzufinden. — Das Glas trat nun an seine Stelle. — Wenn auch sehr verschiedene, in den Breislagen oft recht weit auseinander gehende Systeme den deutschen Markt besiedeln, wenn auch das Material als solches, der Bau, der Verschluss — meinetwegen die Ausstattung (bei Ausstellungen) manchen Anfänger stutzig machen, so sei hiermit gesagt, das teuerste Glas ist noch immer das billigste zum Konservieren für Spargel. — Warum? Weil der Inhalt meistens auch nicht billig, und das Glas, abgesehen von der Technik des Einmachens, auch mit die Haltbarkeit des Inhaltes gewährleisten muß. — Sehen wir darauf, daß Glasrand und Deckelrand tadellos sauber geschliffen sind, und das ist, was das Glas teuer macht, ein sauberer exakter Schliff. Der Gummiring sei in jeder Hinsicht gut: geschmeidig, sauber, gearbeitet. — Glas und Gummi sind in der denkbar besten Weise zu reinigen und zu trocknen. Den Spargel sortiere man, wenn dieses noch nicht geschehen ist, in Stärken und Längen. Jedenfalls richtet man sich nach dem Innern der Gläser. — Das Schälen hat nach dem vorläufigen Waschen der Stangen äußerst eigen zu geschehen, damit man später beim Essen mit den langen Fäden nichts zu tun hat. Die Ausführung ist folgende: Man schäle mit einem scharfen Messer — meinetwegen auch mit einem Spargelmesser, so daß man mit dem Daumen, Reige- und

Mittelfinger die Spargelstange hält dergestalt, daß der hintere Teil auf die flache Hand zu liegen kommt. Sehr flach setzt man einige Male vom Kopfe entfernt das Messer an, so daß nach unten hin tiefer schneidend die Schale ganz entnommen wird. Nach einer kleinen Übung wird man mit einem Zuge von oben nach unten schälen können. — Diese so hergerichteten Stangen werden dann nach der gewünschten Länge geschnitten. Hierbei kann man sich überzeugen, ob man beim Durchschneiden nicht mit hölzernen Teilen in Verührung kommt, die dann noch entfernt werden. Nach kurzem Abwaschen bzw. Abspülen kommen die Pfeifen direkt in kochendes Wasser, um solange gebriht zu werden, bis sie sich bequem biegen lassen. Man nimmt eine Stange auf die Spitze von Reige- und kleinem Finger und versucht mit dem Daumen den Spargel nach dem Mittelfinger zu drücken. Leistet der Spargel Widerstand ohne zu brechen, so ist er richtig gekocht, legt er sich jedoch leicht, so ist er zu weich. — Die richtig vorgekochten Stangen werden in kaltem Wasser etwas abgekühlt, und nach dem Abtropfen kann das Einfüllen in Gläser usw. beginnen. — Das Glas auf der flachen linken Hand etwas schräg dem Lichte zuhaltend, werden die Pfeifen vorsichtig hineingelegt, soweit angefüllt, bis keine Stangen mehr hineingehen. — Ob man den Kopf nach dem Boden bringt oder nach oben sehen läßt, bleibt egal. — Man sehe vielmehr darauf, daß der Innenraum genügend ausgenutzt wird. — Zum Schluß gieße man abgekochtes schwaches Salzwasser über den eingefüllten Spargel, so, daß die Flüssigkeit fingerbreit darübersteht, wische den Glasrand gut ab, setze den Gummiring trocken nebst Deckel darauf. — Man lasse die so gefüllten Gläser nicht allzulange stehen, sondern bringe sie unter Federdruck bald zum Nachkochen. Das Wasser in dem Kochtopf darf ruhig über die Gläser hinweggehen. Kochdauer je nach dem Inhalt des Glases 1—1½ Stunde. Der sicheren Haltbarkeit halber hat ein Nachkochen von ¼ bis ½ Stunde zu erfolgen. — Gemüse- oder Brechspargel behandelt man folgendermaßen:

Die Stücke suche man gleichmäßig lang nachzuschneiden und nicht, wie es häufig gemacht wird, von oben nach unten zu schälen, sondern ringsherum zu schälen, bzw. abzudrehen. Die Stücke werden 2—3 Minuten in kochendem Wasser belassen, die Köpfe für sich behandelt, also weniger gekocht, damit sie nicht zerfallen. Die so zubereiteten Stücke werden ins Glas vorteilhaft eingelegt, mit leichtem Salzwasser übergossen, geschlossen und wie oben gekocht. —

Die Schalen des Spargels werden getrocknet und später — im Winter — zu Suppen verwendet.

Didon









„Er wiehert umsonst.“ Nach dem Gemälde von J. Herres (de Perrey).

St. 75.

Der

„Groß-

haben b

in die

Su den

ein G

Gegen

Gerüch

Sunt en

leben, be

mit e

von

anspreche

De

Seine in

Leitende



## Siebenschläfer.

Von Richard von Felsenegg.

(Nachdruck verboten.)

Siebenschläfer — ein Mittsommertag, wenn alles rings herum in der Fülle des Lebens und der Freude schwelgt und die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben austreut — und doch ein Tag, dem zumal unsere Landleute, aber auch die reisefreudigen, ferienfertigen Groß- und Kleinstadtleute nicht ohne Bangen entgegensehen. Was wird er bringen? Regen oder Sonnenschein? Um Himmelswillen, nur das erste nicht, denn dann regnet's sieben Wochen nacheinander fort, gerade in die so sehnüchlich erwarteten „großen Ferien“ hinein, mit ihrem Urlaubs- und Sommerfrischjubiläum, die nun mit einem Male in ihr gerades Gegenteil verkehrt würden. . . . Und die Freude des ganzen Jahres wäre wieder einmal in nichts zerronnen. . . . Was ist von dieser „Bauernregel“ zu halten? Die beste Antwort kann uns natürlich nur die Statistik geben, die sich auf langjährige Beobachtungen stützt. Denn darüber dürften sich wohl alle Einsichtigen im vornherein klar sein, daß sich der Regen ebensowenig wie der Sonnenschein an ein vorher bestimmtes Kalenderdatum bindet, sondern von der gerade herrschenden Luftströmung, der barometrischen Minima und Maxima usw. abhängig ist. Nach langjährigen Karlsruher Beobachtungen regnete es 56 mal an Siebenschläfertagen, während nur 11 mal darauf länger anhaltendes Regenwetter folgte. Dresdener Tabellen wiesen schlagend nach, daß auf 25 trockene Siebenschläfertage recht nassereiche Regentage sich einstellten. Neuere Forschungen ergaben, daß in 25 Jahren auf einen regnerischen Siebenschläfertag in den nächsten sieben Wochen 23,1 Regentage, auf einen trockenen Siebenschläfertag hingegen 25,2 Regentage, also immerhin noch etwas mehr, folgten. Im ganzen letzten halben Jahrhundert haben wir nach einem verregneten Siebenschläfertage nicht ein einziges Mal den Fall gehabt, daß es wochenlang täglich geregnet hätte, selbst wenn man ein paar fallende Regentropfen als „Regen“ gelten lassen wollte. Es ist eben die Jahreszeit der Gewitter, in der sich jeder auf ein paar Regentropfen oder Regenschauer täglich gefaßt machen sollte, ohne deshalb aus der Haut zu fahren, wenn dies auch am Siebenschläfertag geschieht, und ohne nun pessimistischen Blickes in die nächsten Wochen zu schauen und sich die Hoffnungsfreude dadurch schmälern oder gar verderben zu lassen. Denn, um es kurz zu sagen, die Sache liegt so, daß sich nach langjährigen Erfahrungen betr. des Siebenschläfers das gerade Gegenteil der bekannten Bauernregel herausstellt. Daraus folgt natürlich nicht, daß, wenn es am Siebenschläfertage schön Wetter ist, es nun sieben Wochen oder überhaupt längere Zeit hintereinander regnen müßte! Kein Verständiger wird heutzutage noch solchem Aberglauben huldigen, der aus einer Zeit stammt, wo die Meteorologie, die ja überhaupt eine noch junge Wissenschaft ist, noch in ihren Kinderstube steckte. Etwas anderes freilich ist die Vorhersage des Wetters auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Naturvorgänge. Hierauf gründen sich bekanntlich unsere Bauernregeln, in denen daher auch mehr oder minder ein Körnchen Wahrheit steckt. Aber an Kalendertage binden sich auch Naturvorgänge und Meteorologische Erscheinungen nicht. Und mit dieser Tatsache werden auch die Wetterregeln der sog. „Lostage“, zu denen unser Siebenschläfertag gehört, hinfällig.

Interessant ist die Frage, wer jene Siebenschläfer waren, nach denen unser Tag genannt ist. Sicherlich gehörten sie nicht zur Gattung jener niedlichen Nagetiere, die wegen ihres siebenmonatigen Schlafes — September bis April — diesen Namen führen. Es waren vielmehr sieben christliche Jünglinge, die sich während der blutigen Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Decius im Jahre 251 in der geräumigen Höhle eines Berges bei Ephesus in Kleinasien verborgen, um vor ihren nachgiebigen Verfolgern sicher zu sein. Als das der heidnische Kaiser erfuhr, ließ er zur Strafe dafür die Höhle zumauern, um sie so dem Hungertode preiszugeben.

Sogleich verfielen die Jünglinge in einen tiefen Schlummer, der, ohne ihre Lebenskräfte auszulöschen, 195 Jahre, also bis 446, anhielt. Da drang nämlich plötzlich ein heller Lichtstrahl in ihr dunkles, unterirdisches Gefängnis, der sie ermunterte. Und das kam so. Der Besitzer des Berges Namens Adolus benötigte Steine für einen größeren Bau, und da kam er auf den Gedanken, sie hier brechen zu lassen. Man denke sich nun das Erstaunen der erwachenden Jünglinge, denen es freilich vorkam, als hätten sie nur ein paar Nachtstunden geschlafen. Aber sie sollten bald eines anderen belehrt werden. Sie empfanden nämlich einen quälenden Hunger, und daher sandten sie einen der Ihrigen in die nahe Stadt Ephesus, um Brot zu kaufen. Aber was war das? Kaum mochte er seinen Augen trauen! Das ihm wohl vertraute Stadtbild war ja völlig verändert! Neue Straßen und Plätze, fremdartig gekleidete Menschen mit fremden Gesichtern, und das Wunderbarste von allem: am Stadttore strahlte in sieghafter Schöne das ehemals so verpönte Kreuz herab! . . . Die Zeiten hatten sich eben in ihr gerades Gegenteil verkehrt. Und darüber sollte er nicht lange im Unklaren bleiben. Erregte er schon durch seine seltsame, altertümliche Kleidung und seine merkwürdige Sprechweise, als er sich nach einem Bäckerladen erkundigte, Aufsehen, so geriet er hier, als er als Zahlung ein Geldstück mit dem Bildnis des Kaisers Decius anbot, in die ärgste Verlegenheit. Der war ja fast 200 Jahre tot und Münzen mit dessen Bildnis längst außer Kurs gesetzt! Man führte den Jüngling, der nun im Verdachte eines Schatzgräbers stand — wie sollte er sonst auch in den Besitz der seltsamen Münze gelangt sein? — vor die Obrigkeit. Hier wurde er eingehend verhört, und bald stellte sich die volle Wahrheit heraus. Durch Kaiser Konstantin war das Heidentum längst abgeschafft und das Christentum zur Staatsreligion erhoben worden (323), und der jetzige Kaiser Theodosius II. (446) war ein frommer Christ gleich seinen Vorgängern! Man ließ den Bischof Martin herbeiholen, ja, selbst der Kaiser kam, um aus dem Munde des Jünglings die Wundermär von dem zweihundertjährigen Schlummer der „Sieben Schläfer“ zu vernehmen. Und bald zogen sie alle, an der Spitze der Kaiser, der Bischof, die Obrigkeit der Stadt, begleitet von einer dichten Volksmenge, hinaus vor die Stadt zur Höhle, wo sie sich von den Jünglingen die wunderfame Geschichte erzählen ließen. Aber kaum hatten diese geendet, so flammte die weite Höhle wie von überirdischem Lichte und umfloss von himmlischem Glorienscheine entschienen die Jünglinge zum zweiten Male, um nimmer zu erwachen. . . . Karl Simrod hat die sinnige Legende zu folgendem Märchen umgestaltet: „Es waren einmal drei Schläfer, die schliefen sieben Jahre, und weil sie sieben Jahre schliefen, ohne aufzuwachen, hieß man sie Siebenschläfer, obgleich ihrer nicht mehr als drei waren. Als nun die sieben Jahre herumgingen, wachte einer von ihnen auf, rieb sich einmal die Augen, gähnte und sagte: „Es brüllt ein Och!“ Wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern abermals sieben Jahre. Da wachte der andere auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte: „Es war eine Kuh!“ Und wie er das gesagt, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern noch einmal sieben Jahre. Wie nun auch diese neuen sieben Jahre herum waren, wachte auch der dritte auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte:

Läß einen doch nur schlafen!

„Was Och, was Kuh!

Man kommt ja nicht dazu!“

Das waren die Siebenschläfer. Ob sie heute noch schlafen, davon schweigt die Chronika.“ Dies ist das Simrod'sche Märchen. Wir halten es aber doch lieber mit der ursprünglichen frommen Legende von den sieben Schläfern, deren Sterbetag, der 27. Juni, sicher nicht den Ruf verdient, in dem er bei allen ängstlichen Leuten steht.

## Geschheitert.

Roman von Viktor Seling.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie wird hysterisch sein. Wissen Sie, sie ist so ganz Gerrenrasse, sehr fein — aber etwas Ueberkultur, Décadence. Ich möchte den besten Ausgleich; — wissen Sie nicht, ob sie sich einen Stammhalter wünscht?“

„Ich glaube kaum, daß sie diesen Mangel empfindet. Bis vor kurzem galt sie für die lebenslustigste Frau im Regiment. Sie wurde vergöttert, auf den Händen getragen!“

„Aber nun glaube ich alles zu wissen. Es wird demnach

ein bunter Brud  
wird es wohl nicht recht gelingen, auf beiden so es tie  
denen im und ein dänisches Weibchen, auf dem es  
sich nicht mit unerbittlicher Freude an, wie sie lebt, nachdem

er hat ihr mit unerbittlicher Freude an, wie sie lebt, nachdem  
er hat ihr mit unerbittlicher Freude an, wie sie lebt, nachdem



jemand da sein unter den jungen Leuten, von denen sie auf den Händen getragen wird, der sie ganz besonders vergöttert. Ganz besonders, verstehen Sie?"

Asta hatte verstanden. Sie war nachdenklich geworden. . .

Nein, heute war es Gilda, als ob nach einem harten, entmutigenden Winter ein wonniger Frühlingszauber mit Simmelbläue und Verheißung angebrochen sei. Der frische Morgenwind trug den würzigen Hauch der See zu ihr herein. Vor dem alten Kurhaus spielte die Kapelle ihren Morgenchoral. Hoffnungsreiche, erwartungsvolle Daseinsfreude war mit diesem Morgen in ihr erwacht.

Heute kam Fodor.

Sie war noch beim ersten Frühstück, als sie eine Depesche von ihm aus Berlin erhielt. Klopfernden Herzens wurde sie geöffnet. „Komme halb vier. Tausend Grüße.“

Mit Entzücken nahm sie ihren Morgen Spaziergang auf, und rosig wie der junge Tag stand sie plötzlich unter den Strandgästen. Die Gegenwart, der Morgen gehörten ihr!

Sie hatte nur wenig Schritte bis zum Bade. Da stand auch schon Gilly und erwartete sie mit den Sachen. Schnell ließ sie sich von der Jungfer den losen Schwimmanzug von weißer Seide überstreifen, und dann sprang sie jauchzend in die morgenfrühen Wellen. Mit kräftigen Schlägen teilten ihre Arme die Flut. „Wie das Seewasser die Sorgen von der Seele schwemmt!“ lachte es in ihr.

Länger als sonst blieb sie im Bade.

Die Jungfer stand schon lange mit dem ausgebreiteten Frottiermantel vor der Kabinentür.

Als sie später auf der Promenade auftauchte, ganz in Weiß, mit dem dünnen Spazierstock in den Sand stoßend, leichtbeschwingten Schrittes, da blickten die Kurgäste ihr wohlgefällig nach.

„Das ist ja die adlige Poesie in Person,“ bemerkte ein Oberlehrer zu seiner Frau. Er hatte eben seiner Gattin aus Münchhausens „Ritterlichem Lesebuch“ vorgelesen. Das war sicher eine von den Komtechen, von denen in dem Buch die Rede war. Er schlug die Stelle, die er vorgehabt hatte, nochmals auf.

„Zwei Stufen nimmt sie die Treppe hinauf,

Sonst nimmt Contessa auch viere,

Contessas Wahlpruch lautet: „Drauf!“ —

Ihr Ahn rief's im Turniere.“

„Das ist fein empfunden, liebe Berta! Es ließe sich der denkbare Fall setzen, daß dieses Gedicht des ritterlichen Dichters auf diese Dame gemünzt sei. Man erblickt hier überhaupt ungemein viel Vornehmheit.“

Der Vormittag wollte für Gilda nicht enden. Das Frühstück, das unter den Säulen des Kurhauses serviert wurde, rührte sie kaum an. Sie spazierte wieder am Strande. Dem schnellen Flug der Möwen folgte ihr Auge, die, ihren eigenartig schrillen Schrei ausstoßend, den Landungssteg umkreisten oder sich mit geschlossenem Gefieder lustig auf den Wogen schaukelten.

Erst, als die Bademüdigkeit ihr Recht verlangte, suchte sie einen Korbessel vor dem Hotel auf. Sie war ja freie Herrin ihrer Zeit, ihre Bekannten waren auf mehrtägigem Ausfluge! Nun schweifte ihr Blick über die weite Wasserfläche, und sie lauschte auf den unruhigen Herzschlag des Meeres, auf die alte Melodie, die auf alle Töne des Empfindens gemünzt scheint. Nachmittags, mit dem Zuge der Doberaner Kleinbahn, kam Fodor. Gilda stand am Endpunkte der Bahn.

Er winkte schon von weitem mit seinen roten Lederhandschuhen.

„Ist das nicht 'ne Ueberraschung?“

Bei ihr war es namenlose Freude, wie sie ihm die Hand reichte.

„Wie gut, daß Du kommst — ich habe mich so geängstigt, Fiddy. Ich wurde den Gedanken nicht mehr los, daß Du mir in aller Form den Laufpaß geben wolltest. — Deine Briefe — und nun bist Du selber da!“

Er hatte es eilig, ins Hotel zu kommen. Als er sein Zimmer bestellte und sich beim Portier einschrieb, blinzelte er listig zu ihr hinüber.

„Ich brauche den Leuten nicht auf die Nase zu binden, wer ich bin. Ich habe mich als Baron Fannin eingeschrieben.“

In Gildas Wohnung umschlang er sie mit beiden Armen und küßte sie wieder und wieder. Sie ließ sich neben ihm auf die Chaiselongue nieder und hielt ihn wortlos umschlungen.

Er lag ihr vor, ihn habe lediglich grenzenlose Sehnsucht zu ihr hingetrieben. Er glaubte seine Flügel beinahe selber. Er sah ihr mit unverbogener Freude zu, wie sie lebt, nachdem

sie sich ihm sanft entzogen hatte, sich an der Teemaschine zu schaffen machte. Wie schön sie doch war! Sogar etwas schlanker war sie geworden.

„Konntest Du denn im Ernste glauben, daß eine solche Leidenschaft verfliegen konnte?“ fragte er.

Ein seltsames Lächeln war auf ihren Zügen.

„Konnte es nicht auch eine Laune gewesen sein — eine schöne Laune? Die verfliegt so schnell. Wenn es Dir kein Ernst war —“ Sie stockte. „Nur Amüsement oder Spiel —“

„Wie Du nur so etwas ausdenken konntest! Da komme ich nun per Extrapost hierher, um Dich zu sehen, und Du zweifelst noch!“

„Nun nicht mehr, Fiddy. Nun nicht!“

„Siehst Du wohl!“

Sie aßen im Hotelspeisesaal. Den Baron Fannin kannte ja doch kein Mensch. Draußen konzertierte die Kurkapelle. Der Hof war seit zwei Tagen in Schwerin. Ganz ungestört waren sie.

Er bestellte. Es machte ihm immer wieder Vergnügen, ein erlesenes Diner zusammenzustellen. Er hatte nun einmal einen Einflash von dem großväterlichen Blute des alten Herrn von Reichenhausen, der ein Kochbuch als Lebenswerk hinterlassen hatte. Das galt in der Familie mindestens ebenso viel wie Schillers sämtliche Gedichte.

„Wir müssen das Wiedersehen gebührend feiern, weißt Du, Schatz! Wir werden einer Eliquot den Hals brechen. Ich habe einmal in einer schweren Stunde den Schwur getan, das Leben zu lieben, so lange ich noch Champagner trinken kann, und so lange Champagner zu trinken, als ich noch liebe. Den Schwur muß ich halten, Gilda.“

Seine blauen Augen lachten zu ihr hinüber. Sie konnte ihm auch ein Kompliment machen: sein Teint war gebräunter. Das stand ihm gut zu den etwas vollen Lippen und den schneeweißen Zähnen.

„Wirklich, Du siehst aus, als habe Dich die Tropensonne verbrannt!“

„Das soll eine Schmeichelei sein? Diese Bräune hat mir der leidige Dienst eingebracht. Dürr hat Parademarsch gebimst, daß die Schinder draufgingen. Ich schrieb Dir's wohl? Du siehst, wie wahr es ist. Ich bringe Dir meine Beweise in effige.“

„Dafür waren Dir andere Sorgen erspart.“

„Ach, Gilda, wenn ich Dir die Augen öffnen könnte! Ich habe mehr Sorgen, als Du ahnst. — Aber Du armes, süßes Geschöpf darfst das nicht wissen.“

„Aber, Fodor! Bin ich nicht da, um Dir über schwere Erlebnisse hinwegzuhelfen? Ich kenne Dich gar nicht so.“

Er spielte einen Seufzer aus.

„Es handelt sich um meine persönlichsten, intimsten Angelegenheiten. Es wäre mir besonders peinlich, Dir davon zu sprechen.“

Aber nun drang sie in ihn. Da fing er ihr zu beichten an: Das Jau, die Schulden . . .

„Kein Mensch wird mir etwas borgen wollen. Ich bin ruiniert — wegen einer Lappalie ruiniert. Oder ich kann eine Jüdin heiraten.“

Sie starrte ihn mit entgeisterten Augen an.

„Im Regiment würde selbst das heutzutage nicht auffallen. Das haben andere vor mir auch schon getan. So eine Heirat hat schon Bringen gerettet. Mir würde davor grauen!“

Er hatte es leicht hin gesagt, vermied es aber, sie anzusehen.

„Ich hätte es Dir nicht sagen dürfen.“

Sie schwieg noch immer. Ihr Gesicht war blaß. An einer leisen, kaum wahrnehmbaren Bewegung des Tisches merkte er, daß sie zitterte.

Aber da schob sie ihre Hand ihm entgegen, streckte ihm ihre Hand hin, mit einem kleinen, hilflosen Lächeln, das sich unendlich rührend auf dem feinen Gesichtchen ausnahm, seine Hand suchend.

Er zuckte zusammen. Mit einem müden, vergränten Ausdruck sah er sie an. Er spielte seine Rolle gut!

„Fodor!“ sagte sie leise, „ich habe Dir versprochen, daß ich Dein bin, daß mich nicht Welten und Meere von Dir scheiden können. Fodor, laß mich versuchen, daß ich Dir helfe!“

Er bedeckte ihre Hand mit seinen Rüssen.

„Gute Gilda! Niemals darf ich das annehmen — niemals!“ seufzte er.

Der Oberkellner kam und fragte, ob die Herrschaften etwas wünschten. Fodor warf ihm einen abweisenden Blick zu. Er bemühte sich auch, ein harmloses Gespräch in Gang zu bringen.

Aber es wollte nicht recht gelingen, auf beiden lag es wie ein dumpfer Druck.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich glaube, ich habe sie beinahe selber hingetrieben.“ Er sah ihr mit unverbogener Freude zu, wie sie lebt, nachdem

„Ich glaube, ich habe sie beinahe selber hingetrieben.“ Er sah ihr mit unverbogener Freude zu, wie sie lebt, nachdem



# Allerlei Kurzweil

## 1. Begierbild.



Wo ist der Bildner?

## 2. Rätsel.

Ein altes Lied hat mich besungen,  
Das tief vom Trennungsweh durchdrungen;  
Wenn meine Silben anders ständen,  
Vermöchte Wärme ich zu spenden.

## 3. Aufgabe.

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen gleicher Ordnung dieselben Wörter entstehen: Diese Wörter sollen bezeichnen: 1. einen Vornamen, 2. einen Teil jedes vollständigen Briefes, 3. eine regelmäßige Einnahme, 4. ein Synonym für „Figur“, 5. eine als Salbe zu verwendende Substanz.



## 4. Buchstabenrätsel.

Was Hunderttausende gern möchten,  
Worauf sie hoffen unentwegt,  
Läßt andern wieder keine Ruhe,  
Wenn statt zwei n zwei f es trägt.

„n“ und „f“ sind die Buchstaben, die in der obigen Aufgabe verwendet wurden. Die Lösung ist: 1. ein Vornamen, 2. ein Teil jedes vollständigen Briefes, 3. eine regelmäßige Einnahme, 4. ein Synonym für „Figur“, 5. eine als Salbe zu verwendende Substanz.



Der Führer der deutsch-österreichischen Durchbruchstruppen in Westgalizien. Viehzucht in einer deutschen Reservestellung bei Rohon. Generaloberst von Radenski war der Führer der Truppen, die den siegreichen Durchbruch durch die russischen Verbindungslinien in Westgalizien unternahmen und es gelang ihm, mit seinen Soldaten die Trassen Verteidigungsstellen zu durchbrechen und den Feind zum Rumartianer Rückzug zu zwingen. Dabei wurden mehr als 150000 Gefangene und ungeheuer zahlreiches Kriegsgerät erbeutet.

